

Zeitschrift: Die Berner Woche

Band: 32 (1942)

Heft: 33

Rubrik: Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Berner Schriftsteller-Verein stellt seine Mitglieder vor

„Den Dichter wähle, wie du einen Freund wählst“

Werner Rudolf Beer erblickte am 6. April 1890, einem beinahe sommerlichen Ostersonntag, das Licht dieser Welt. Dies soll nach dem Volksmund ein gutes Vorzeichen für das Leben sein. Er besuchte die stadtberner Schulen bis zur Maturität. Die Schuljahre verliefen ohne namhafte Zwischenfälle, eines aber erschwerte sie — sein Hang zur Musik und Malerei. Besonders die Musik verursachte ihm viel Kopfzerbrechen. Die Geheimnisse ihres Wesens musste er während der Progymnasialzeit, und zwar hinter dem Rücken seiner Eltern, erforschen. Das Ende vom Lied war die Rekapitulation eines Schuljahres. Und trotzdem konnte er auch in den nachfolgenden Jahren Musik und Malerei nicht aufgeben. Das Schicksal wollte es aber anders und sein Vater auch. Nach bestandener Matura begann er Medizin zu studieren, die Befriedigung der künstlerischen Neigungen aber beschränkte sich auf die Freizeit. Vom Schülerorchester des Gymnasiums siedelte Beer hinüber in den Cercle musical, wo auch kleinere Kompositionen von ihm gespielt worden sind. Von der Universität Bern zum zahnärztlichen Fachstudium nach Zürich gezogen, wandte er sich in vermehrtem Masse der Malerei zu, aber dieses dilettantische Arbeiten vermochte ihn nicht mehr zu befriedigen. Durch seine Freundschaft mit Walter Tschiemer, der damals schon mit grossem Erfolg als Schauspieler an den Münchener Kammerspielen tätig war, lernte er den Zauber des Theaters kennen und empfing er auch seine erste Anregung zum dramatischen Schaffen. Beer entwarf

für viele Schauspiele, in denen Tschiemer auftreten musste, Dekorationen, ja, er beschäftigte sich sogar als Regisseur, als dieser eines Tages mit einer kleinen Wandertruppe in die Schweiz kam und an verschiedenen Orten Vorstellungen gab. Auf diese Weise begann Beer Theaterstücke zu schreiben, aber, wie er selbst sagt, möchte er niemandem zumuten, diese heute zu lesen. In dieser Zeit machte er auch das Staatsexamen als Zahnarzt und übernahm im Jahre 1916 die väterliche Praxis. Nach dem jähen Tod Tschiemers folgten Jahre innerer Zersplitterung, und erst als Beer seine Lebenskameradin gefunden hatte, gewann er sein Selbstbewusstsein und mit ihm die Kraft, sich zielbewusst seiner künstlerischen Neigung hinzugeben. Auf Drängen seiner Freunde gab er die dramatischen Szenen: „Abenteuer auf Grönland“, der damaligen, rührigen Direktion des Berner Stadttheaters, die diese 1931 in den Kammerspielen zur Uraufführung brachte. Und nun entstanden in rascher Folge eine Anzahl dramatischer Werke, die auf den verschiedenen Bühnen unseres Landes zur Aufführung gelangten, sowie verschiedene Hörspiele, die durch Radio Bern und Radio Wien gesendet wurden.

Textprobe aus „Bürger Guillotin“

Tragödie eines Philanthropen.

3. Bild: Im Rathaus zu Paris. (Deputierte des Konvents wohnen der ersten Hinrichtung durch das Fallbeil Dr. Guillotins bei. Die Vorbereitungen sind fertig, das Beil fällt.)

Fréron (schreit auf): Jetzt... (Man vernimmt den dumpfen Schlag des Instrumentes.)

Marat: Der Kopf ist ab!

Fouché: Ein Leben ausgelöscht. (Zu Doktor Louis gewandt): Gönnen wir dem Opfer diese Chance und Guillotin den Erfolg. (Dr. Louis, der bleich vor Wut vom Fenster zurückgetreten ist, verlässt rasch das Zimmer.)

Fréron (den der Schrecken gelähmt hat): Pfui Teufel!

Marat: Der Kerl hatte verdammt viel Blut.

Fouché (zu Fouquier): In deinem neuen Amt als öffentlicher Ankläger wirst du gut daran tun, dich an diesen Anblick zu gewöhnen.

Marat: Doktor Guillotin hat in seiner philanthropischen Anwendung wohl nicht an die physiologische Beschaffenheit des menschlichen Organismus gedacht. Dieser Strom von Blut!

Fouché: Was tut's, citoyen... der Kopf ist weg... rasch und schmerzlos, wie es Doktor Guillotin im Konvent behauptet hat.

Marat (nervös lachend): Man könnte sich beinahe veranlasst sehen, nach seinem eigenen Hals zu greifen, um festzustellen, ob der Kopf noch darauf sitzt.

Fouché: Hast du etwelche Bedenken für die Daseinsberechtigung des deinen? (allgemeines Gelächter.)

Marat: Nicht mehr, nicht weniger, als andere Leute.

Fouché: Oh, ich fühle mich gar nicht betroffen, Bürger Marat, aber es soll Leute geben, denen dein Kopf ebenso verhasst ist, wie die Pamphlete, die er ausbrütet.

Marat: Weil ich offen meine Meinung sage, soll man mich hassen? Täusche dich nicht, Fouché, das Volk liebt mich und weiss meine Feder richtig zu werten. Man reisst sich darum, eine Nummer des „Ami du Peuple“ zu bekommen. Und was ist aus eurer Anklage geworden, die ihr über einen gewissen Marat dem Tribunal eingebracht habt? (Er macht die Geste des Zerreißens eines Stückes Papier.) Das ist daraus geworden. Freigesprochen hat man mich, einstimmig... auf seinen Schultern hat mich das Volk aus dem Gerichtssaal getragen. Der Jubel klingt euch gottverdammten Girondisten wohl heute noch in den Ohren, was? Ich fühle mich sicherer denn je in der Gunst der Pariser, was man von dir und deiner ganzen Partei nicht behaupten könnte. Ihr steht alle auf sehr wackeligen Füßen. Ich sage dir, Fouché, euer Doppelspiel mit König und Revolution wird bald ausgespielt sein... vielleicht spielt das Fallbeil da draussen im Hof einmal das Finale zu dieser Komödie.



Werner Rudolf Beer

Geboren am 6. April 1890 in Bern, von Bern und Trub, Zahnarzt, Wildhainweg 20, Bern.

Fouché: Vielleicht, citoyen, darüber wollen wir uns später die Köpfe zerbrechen, sofern diese dann noch vorhanden sind. (Er verlässt das Zimmer.)

Dr. *Guillotín* (tritt in diesem Augenblick von der andern Seite ein, bleich wie der Tod. Alle Anwesenden weichen instinktiv von ihm zurück): Citoyens, das Experiment ist geglückt, die Hinrichtung ist zu Ende...

Erschienene Werke: 1931: „Abenteuer auf Grönland“, dramatische Szenen, Kammerspiele, Bern. 1933: „Ein Schiff fährt westwärts“, Drama, Stadttheater Bern. 1934: „Wollen wir wetten?“ Eine lustige Begebenheit, Stadttheater St. Gallen, Winterthur, Baden. 1936: „Der Weg in die Nacht“, dramatische Historie, Stadttheater Solothurn, Biel, Burgdorf, Langenthal. 1939: „Brief aus U.S.A.“, Lustspiel, Stadttheater Bern. Hörspiele: „Abenteuer auf Grönland“, Radio Wien. „Der Weg in die Nacht“, Radio Bern. „D's Wunder“, Dialektspiel, Radio Bern.



René Gardi

Geboren am 1. März 1909 in Bern, von Höchstetten bei Koppigen (Bern), Sekundarlehrer, Brügg bei Biel.

René Gardi wurde als Sohn eines kleinen städtischen Angestellten am 1. März 1909 in Bern geboren, wo er auch aufwuchs. Er besuchte hier die Primarschule, Progymnasium und Realgymnasium, das er 1928 mit der Maturität abschloss. Hierauf folgten fünf Semester an der Lehramtschule der Universität Bern und er holte sich 1931 das Sekundarlehrerpatent in mathematischer Richtung. Wie es fast allen geht, so blieb auch Gardi mehrere Jahre ohne feste Anstellung. Für ihn war das allerdings keine ungenutzte Zeit. Stellvertretungen machten ihn mit seinem Berufe vertrauter. Während 15 Monaten (1932—1933) war er als Biologielehrer am Landerziehungsheim Hof Oberkirch tätig. Daraufhin aushilfsweise Sekretär beim Schulfunk und sieben Monate bei Dr. Bruno Kaiser als Redaktor des „Pestalozzi-Kalenders“. Da fiel es Gardi ein, Jugendsendungen für den Radio zu schreiben und für eine Wochenzeitschrift Jugendsendungen zu verfassen. Damit und ähnlichem war es ihm möglich, auch ohne feste Anstellung den Eltern nicht mehr zur Last zu fallen. Seit 1935 ist er in fester Stellung als Sekundarlehrer in Brügg tätig.

René Gardi war stets reiselustig. Bereits als sechzehnjähriger Gymnasiast reiste er mit dreissig Franken in der

Tasche und einer Zeltbahn hinten auf dem Fahrrad ans Mittelmeer; später durch Frankreich, nach Ungarn, kreuz und quer durch die Schweiz und stets mit den spärlichsten Mitteln. 1936 folgte die erste grosse Reise mit Auto und Zelt nach Skandinavien und 1937 (6 Wochen) und 1938 (3½ Monate) führte er eigene, kleine Expeditionen zu den Lappen am Tana in Finnisch-Lappland aus. Weitere grössere Reisepläne nach Osteuropa und Nordafrika hat der Krieg vereitelt.

René Gardi war mehrere Jahre Leiter einer Pfadfinderabteilung und Mitglied des Kantonalvorstandes Bern des schweizerischen Pfadfinderbundes. Militärisch ist er tätig als Leiter des Vortragsdienstes und der Freizeitgestaltung für Patienten in einer MSA. Seit 1935 ist Gardi regelmässiger Mitarbeiter des Studio Bern. Sein Spezialgebiet sind Hörspiele für die Jugend, in denen Fragen, welche vierzehnbis achtzehnjährige Buben beschäftigen, an Hand eines konkreten Beispiels behandelt werden. Hier hat er, wie er selbst schreibt, vermutlich seinen einzigen „Rekord“, da er demnächst die 75. Sendung schreibt.

Aus „Puoris Päivä“

Im Flussboot und zu Fuss durch Finnisch-Lappland.

René Gardi.

Dann setzte sich die Mutter wiederum an ihren Platz und bot dem kleinen Knirps die Brust. Es war ganz still im Zelt, und man hörte nichts, als das Knistern des Feuers und das Schmatzen des Bäckleins. Die Frau liess sich durch ihre Kinder oder durch uns keineswegs stören, ihr Gesicht war friedlich und glücklich.

Der Vater schnitzte den Buben ein kleines Spielzeug zurecht. Er schnitt ein breites Stück Rinde zu einem Kreis, bohrte zwei Löcher hinein, zog eine weiche Sehne beidseitig hindurch und liess nun das Mädchen schnürren.

Jeder bekam ein solches Ding, das so wenig gekostet hatte. Da sass nun die Mutter mit ihrem Kinde an der Brust, daneben kniete ihr Mann und spielte mit den Kindern. Die Lappenhunde blinzelten ins Feuer und nagten an einem Knochen. Ueber das Zelt weg strich der Sturm, und der Regen prasselte aufs Dach.

Wir kamen uns allmählich überflüssig vor, schlichen uns still hinaus und waren gerührt über das Glück und die Zufriedenheit in diesem Nomadenzelte. So müsste es sein überall. Ruhe und Frieden, das ist alles, was man braucht.

*

Da begann der Kamerad zu schreien, ein Hecht habe angebissen. Es ist ganz klar, dass ich behauptete, der Löffel hätte sich an Wasserpflanzen verhängt, aber er schaute starr ins Wasser, antwortete mir nicht einmal und wickelte langsam und sorgfältig die Leine auf. Nun sah ich auch, dass meine Wasserpflanzen wie wild hin und her sausten, ganz wenig unter der Wasseroberfläche. Ohne Zweifel, das war ein Fisch. Er wurde möglichst schonend ermordet, indem wir uns entschuldigten, und dann lag er vor uns im Ruderboot.

Wir betrachteten ihn von allen Seiten, schätzten sein Gewicht und bemerkten, das er länger war als mein Unterarm. Es war ein wunderbarer Hecht, und er sollte uns zum Nachessen nach dem ewigen Renntierfleisch und Lappenbrot herrlich munden. Wir stritten uns einige Zeit darüber, ob wir die Fischfilets in der Butter mit oder ohne Paniermehl braten wollten, bis wir uns daran erinnerten, dass wir weder Bratpfanne noch Butter besaßen. Wir einigten uns also auf gesottene Hecht, und wir beschlossen, seinen Kopf neben dem Zelt auf einen Pflock als Trophäe aufzuspiessen.

Der Plan mit dem Fischkopf war recht barbarisch, aber die Idee war auch nicht von uns. Das hatten wir hier in Lappland gelernt, denn an einem Birkenbusch neben der Hütte waren die Hechtköpfe manchmal zu Dutzenden aufgespiess. Das sind sicherlich Jagdtrophäen, dachten wir uns, und wir sahen nicht ein, warum wir es nicht auch so tun sollten.

Es war aber, wie so oft, gar kein so romantischer Grund. Die Fischköpfe werden ganz einfach an der Luft getrocknet und im Winter kocht man dann davon den Hunden eine Suppe. Aber dies wussten wir damals noch nicht.

René Gardi.

Erschienene Werke: „Mit Rucksack, Zelt und Kochtopf“, ein Wanderbuch, Verlag Sauerländer, 3. Auflage 1942. „Puoris Päivä“, im Flussboot und zu Fuss durch Finnisch-Lappland, Verlag Paul Haupt, Bern, 2. Auflage 1939. „Finnland“, Allerlei über Land und Volk, Verlag Sauerländer 1940. „Chronik des Vierklubs“, ein Freizeitbuch (gemeinsam mit Fred Lehmann), Verlag Paul Haupt, 1940. „Die „Uebeltäter“, kleines Stück für die Jugendbühne, Sauerländer, Aarau 1938. — Ungefähr 40 Hörspiele für die Jugend, mehrere abendfüllende Stücke für die Jugendbühne.